



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm : ein Bild von Freundeshand

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

plizierten Waffen, als auch des Eindrucks der riesigen Verluste zu ihrer glücklichen Durchführung Truppen von vorzüglicher Beschaffenheit verlangen.

Wir sind also auf dem richtigen Wege, wenn wir nicht nur die Zahl unsrer Streitkräfte, sondern auch die Beschaffenheit derselben zu heben bestrebt sind. Nur gute Truppen werden Großes vollbringen, mittelmäßige oder gar mangelhafte werden niemals den erforderlichen moralischen Halt haben, mögen sie auch noch so zahlreich sein.

Im übrigen behält beim rauchfreien Pulver das alte Sprichwort Recht: Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird.

Berlin

Hans Jdel



Der Kronprinz Friedrich Wilhelm

Ein Bild von Freundeshand



Charakterbilder, von Freunden der Originale dargeboten, pflegen einerseits einem günstigen Vorurteil, anderseits aber auch einem gewissen Bedenken zu begegnen, zumal wenn der Gegenstand des Gemäldes nicht mehr unter den Lebenden weilt. Der Maler hat, sagen wir uns, als Freund diesen seinen Gegenstand häufiger, länger und aus größerer Nähe beobachten können als andre, aber er hat ihn mit den Augen des Freundes, also mehr oder minder befangen gesehen oder mit der rücksichtsvollen Hand eines solchen dargestellt, wobei nur oder doch vorzüglich die erfreulichen Züge zur Geltung kommen. Mit solchen Gedanken lasen wir die Anzeige der kleinen Schrift, die in diesen Tagen unter dem Titel Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter von Gustav Freytag (Leipzig, Verlag von S. Hirzel) erschienen ist. Aber wir fanden uns in verschiedner Hinsicht beim Durchlesen der Schrift selbst enttäuscht; namentlich unsre zweite Voraussetzung traf nicht zu, der Verfasser hat vielmehr auch solche Züge im Charakter des verewigten fürstlichen Herrn wiedergegeben, die ein andrer befreundeter Beobachter wohl als bedenklich weggelassen hätte. Weit davon entfernt, ihm das zu verübeln, danken wir ihm vielmehr für die Überwindung, die es ihm ohne Zweifel gekostet haben wird, nach Möglichkeit die volle Wahrheit zu berichten. Er hat damit für die Geschichte gearbeitet und ihr ein Bild geliefert, das ausnahmsweise, obwohl von Freundeshand ausgeführt, ja gerade deshalb, besondern Wert besitzt. In der Freude

darüber fragen wir auch nicht nach den Gründen, die ihn veranlaßt haben könnten, der Wahrheit in so auffälliger Weise die Ehre zu geben, und begnügen uns mit der etwas pathetischen Versicherung des Verfassers, daß er „nicht imstande sei, vor der höchsten Erdenhoheit sein Urteil gefangen zu geben,“ und daß er glaube, „daß den Gebietern unsers Staates besser gedeihen muß, über solche zu herrschen, welche sich eine selbständige Auffassung bewahren, als über die, welche Nacken und Meinung gesügig beugen.“ Andernfalls hätte sich wohl eine Erklärung in ähnlichen erstaunlichen Erscheinungen der jüngsten Zeit suchen lassen, z. B. in den Broschüren „Mitregenten und fremde Hände in Deutschland“ und „Auch ein Programm aus den 99 Tagen,“ mit deren Verfasser Freytag gleichermaßen befreundet und gesinnungsverwandt ist. Aber gleichviel, man muß nicht zu viel wissen wollen, und man darf Vergangenes vergessen, wenn die Gegenwart erfreut. In dieser angenehmen Stimmung reichten wir auch darüber nicht mit dem Verfasser unsrer Flugschrift, daß er ihr, wohl nur, um ihr eine etwas ansehnlichere Seitenzahl zu verschaffen, als Anhang einige alte, schon abgedruckte Aufsätze, die teils wenig, teils gar nicht unter den Titel passen und überhaupt von geringer Bedeutung sind, und ein ebenfalls schon gedrucktes Gedicht beigegeben hat, das keinen Anspruch darauf hatte, wieder ausgegraben und aufgehoben zu werden.

Was über das Hauptthema, die Stellung des Kronprinzen zur Kaiserfrage, nach Erinnerungen aus den Tagen mitgeteilt wird, wo Freytag seinen fürstlichen Freund von der Grenze bis nach Reims begleitete, ist zwar unvollständig, aber neu und zum Teil sehr wichtig, insofern als es mehr Licht und ein ganz verschiednes Licht auf die Beweggründe wirft, nach denen der Kronprinz sich für die deutsche Kaiserkrone begeisterte, als Dr. Geffken, ein andrer Freund des verewigten Herrn und Freytags, mit seiner berückichtigten Veröffentlichung über dieses Interesse zu verbreiten suchte. Im Folgenden geben wir eine Zusammenstellung des hauptsächlichsten aus jenen Mitteilungen, wobei wir uns bisweilen etwas zwischen den Zeilen zu lesen erlauben werden, unser Ergebnis aber wohl für uns behalten dürfen, da wir sicher sind, daß unsre Leser dasselbe thun und ähnliches gewahren werden.

Am 11. August machte das Hauptquartier, mit dem Freytag in den Krieg gezogen war, in dem Vogesendorfe Petersbach einen Rasttag, und der Kronprinz hatte mit Freytag hier vor seinem Quartier eine Unterredung, wobei er zunächst von einer Denkschrift für den Bundeskanzler sprach, in der er diesem auseinandergesetzt hatte, was ihm als nach Beendigung des Krieges für Deutschland wünschenswert erscheine, und die er Freytag einige Tage zuvor zu lesen gegeben hatte. Dann begann er: „Und was soll mit Deutschland werden, welche Stellung soll der König von Preußen nach dem Kriege erhalten?“ Der Gefragte antwortete: „Wenn es ein Friede wird, wie wir ihn jetzt hoffen dürfen, so ist die Mainlinie kein Hindernis mehr, die Süddeutschen können unter ähn-

lichen Bedingungen wie die Staaten des Nordbundes in den Bund treten, und wir dürfen hoffen, daß sie dies selbst wollen, wenn auch nicht sämtlich so warm wie Baden.“ Das fand der Kronprinz selbstverständlich, aber er fragte wieder: „Und was soll der König von Preußen werden?“ Freytag erwiderte: „Kriegsherr des neuen Bundes. Braucht man dafür einen Namen, so wird dieser sich wohl finden. Im Notfalle kann man ja eine uralte volkstümliche Bezeichnung zu neuer Ehre erheben und den königlichen Titeln die Worte Herzog von Deutschland beizufügen. Die Preußen begehren für ihren König keinen neuen Namen, nur die Macht.“ Da aber brach der Kronprinz stark heraus, und sein Auge leuchtete. „Nein, rief er aus, er muß Kaiser werden!“ „Betroffen sah ich auf den Herrn, erzählt der Verfasser weiter; er hatte seinen Generalsmantel so umgelegt, daß er wie ein Königsmantel seine hohe Gestalt umschloß, und um den Hals die goldne Kette des Hohenzollernordens geschlungen, die er doch sonst in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte, und schritt gehoben (wir würden das, wenn wirs ins Englische zu übertragen hätten, mit stratted wiedergeben) auf dem Dorfanger dahin.“ Tableau, bei dem wir begreifen würden, daß „der Hörer diesen Ausdruck warmen Begehrens bei dem künftigen Könige von Preußen ohne Begeisterung vernahm,“ auch wenn er das nicht mit geschichtlichen und politischen Gründen motivirte. „Den Einwurf, daß die süddeutschen Könige schwerlich mit solcher Einrichtung zufrieden sein würden, beantwortete der Herr mit der Annahme, daß bereits die Macht vorhanden sei, Widerstrebende zu nötigen. Die naheliegenden Bedenken hiergegen hörte er geduldig an; dann wurde er selbst beredt und sprach von der Bedeutung und hohen Würde des deutschen Kaisertums; daß die Kaiservürde zuletzt an Wert und Ansehen gering geworden sei, räumte er ein, »aber das soll jetzt anders werden.« Er gab bereitwillig zu, daß die Wiederbelebung des Kaisertums etwas weit besseres schaffen müsse, als in frühern Jahrhunderten bestanden habe, konnte aber nicht dem Gedanken entsagen [seinem Hauptgedanken und ersten und letzten Beweggrund bei der Sache, wie man sieht], daß der König von Preußen als Kaiser von Deutschland Erbe der alten tausendjährigen Würden und Ehren sein werde.“ Dies und ähnliches wurde lange verhandelt, nicht alles zum erstenmale; denn schon während des Reichstags von 1867 hatte der Kronprinz einer Auseinandersetzung Freytags, in der er seiner bürgerlichen Auffassung des fürstlichen Berufs Worte gegeben hatte, dadurch ein Ende gemacht, daß er lebhaft herausgebrochen war: „Hören Sie an. Als ich während der französischen Ausstellung mit meinem Vater in Paris war, sandte Kaiser Napoleon die Anfrage: Da der Kaiser von Rußland seinen Besuch angekündigt habe, so wünsche er von dem Könige zu erfahren, wie dieser es mit den Rangverhältnissen der hohen Gäste gehalten haben wolle, er, Napoleon, werde alles nach dem Wunsche des Königs einrichten. Da antwortete mein Vater: »Dem Kaiser gebührt immer der Vorrang.« — »Das soll aber kein Hohenzollern

sagen, und das darf für keinen Hohenzollern gelten,« schloß er heftig. Diese Worte, schließt Freytag seine Mitteilung, gestatteten, tief in sein Gemüt zu sehen, er war erfüllt von dem fürstlichen Stolz, der das Höchste für sich begehrt, und die höchste fürstliche Stellung war für ihn die unter der Kaiserkrone. So tief war diese Forderung in seinem Wesen begründet und so eng verbunden mit seiner Auffassung von fürstlicher Hoheit, daß alles weitere Einreden nichtig sein mußte.“ So verhält sich auch in Petersbach. Wenn er dort und später an die Kaiserkrone dachte, so stand ihm dabei Erhöhung des Glanzes seines Hauses und sein eignes Zukunftsbild vor Augen, aber nicht oder doch nur sehr entfernt die Einheit Deutschlands und seiner Lebensinteressen, die diese Krone für uns in sich birgt und versinnbildlicht; wenigstens enthalten die Berichte Freytags nichts, was von solcher patriotischen Auffassung der Angelegenheit erzählte oder mit einiger Sicherheit darauf schließen ließe. Daraus Folgerungen zu ziehen, überlassen wir unsern Lesern; es lassen sich viele und darunter sehr wichtige daraus gewinnen.

Aus den Bemerkungen, die der Verfasser aus späterer Erfahrung hinzufügt, heben wir zunächst folgende hervor. Das Gemüt des Kronprinzen war „weich und warm, menschenfreundlich und opferbereit, und wo er vertraute, gab er mehr von seinem Wesen als wohl ein andrer Fürst. Aber untüchtig haßte in seiner Seele die herkömmliche fürstliche Auffassung von Rang und Stand; wo er Veranlassung hatte, sich an seine eignen Ansprüche zu erinnern, war er hochfahrender als andre seiner Standesgenossen, und wo er nicht gemüthlich stark angezogen wurde oder durch volkstümliches Gebahren wirken wollte, betrachtete er die Menschen unwillkürlich nach den Abstufungen, welche die Monarchie auch denen zuteilen möchte, die nicht im Dienste stehen. Er scherzte gern über die feinen Unterschiede und Bedeutungen der preußischen Orden und Bänder, ihm selbst aber wäre es als eine ernste Sache erschienen, den unfertigen Schwanenorden, der durchaus nicht gelingen will, und ähnliches einzurichten, was die Stufenleiter aller, die unter dem Regenten stehen, verlängert. Einzelheiten der Zeremoniells, Einrichtung von Festlichkeiten, bei denen der Fürst sich als Mittelpunkt prächtig darstellt, waren für ihn von Wichtigkeit, sein Banner und am Ende des Jahres 1870 die Erfindungen Stillfrieds, eigne Krone und neue Wappen für ihn und die Kronprinzessin, waren ihm ernste Angelegenheit.“ Der Kronprinz hatte in der oben erwähnten Denkschrift für den Bundeskanzler „sich enthalten, etwas von dem zu erwähnen, was für ihn das Wichtigste war.“ Erst am 20. August, wo er in das große Hauptquartier nach Nancy gefahren war, hat er davon gesprochen [nicht zum Kanzler, der sich gar nicht in Nancy befand], und in Reims sagte er, „daß Graf Bismarck den Gedanken zu wohlwollender Erwägung aufgenommen habe.“ Freytag meint, daß der letztere „als Preuße gerade keine Begeisterung für solche prächtige Zugabe zu wirklicher Macht gehabt haben wird, und daß er als

Staatsmann für unzweckmäßig gehalten hat, sich die Freiheit des Entschlusses durch irgend eine Verpflichtung zu beschränken, daß er aber den Herzenswunsch des Thronfolgers [der inzwischen, wie unsere Leser wissen, eine wesentlich andre Gestalt angenommen hatte] allmählich aufnahm und in seiner Weise möglich und durchführbar machte.“ „Sedenfalls — sagt Freytag — war er es, der dem Gedanken, soweit er ihm zweckmäßig erschien, zum Leben verholfen hat. Der Kronprinz aber bewahrte die Auffassung, daß die neue Kaiserwürde nur dann die rechte Weihe erhalte, wenn sie als Fortsetzung jener alten römisch-kaiserlichen Majestät betrachtet werde, und er war es, welcher bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstags 1871, zum Erstaunen der Abgeordneten, den uralten Stuhl der Sachsenkaiser in die moderne Eröffnungsfeier hineinschob.“

Von dem Verhältnis des Kronprinzen zu seiner Gemahlin berichtet Freytag wiederholt. Wir geben nur folgendes wieder. „Seine Hingabe und Unterordnung [!] unter die geliebte Frau war eine völlige. Sie war die Herrin seiner Jugend, die Vertraute aller seiner Gedanken, seine Ratgeberin, überall, wo sie Rat zu geben geneigt war. Anlage der Gärten, Schmuck der Wohnung, Erziehung der Kinder, das Urteil über Menschen und Ereignisse [!], alles richtete er nach ihrer Persönlichkeit. Durch glückliche Jahre hatte sie mit Eifer und zuweilen mit Geduld dahin gearbeitet, in der Seele des Gemahls die Interessen großzuziehen, die ihr am Herzen lagen, und er empfand, was in ihm lebendig geworden war, als ihr Werk. Ihm war, als hätte er erst durch sie sehen, fühlen, das Wahre erkennen, das Schöne genießen gelernt. Es war leicht zu verstehen, daß solche Herrschaft einer Frau dem Manne, dem künftigen Regenten von Preußen Schwierigkeiten und Kämpfe zu bereiten drohte, größere vielleicht der Frau selbst, welche da führte und hob, wo es dem Weibe Bedürfnis ist geleitet zu werden.“

Über den Kronprinzen in der Zeit nach 1871 schreibt Freytag u. a. folgendes: „Nach seiner Erscheinung die glänzendste Heldengestalt, welche je unter einem deutschen Helme geschritten ist, in der Auffassung des Volkes [natürlich des Volksteiles, der für Freytag das Volk bedeutet, der liberalen Partei] ein erprobter, fester Mann, nach jeder Richtung berufen, Nachfolger seines bejahrten Vaters zu werden, ein aufsteigender Stern für viele patriotische Wünsche und Hoffnungen [z. B. für die der Patrioten Virchow, Richter und Kompagnie], denen die Gegenwart völlige Erfüllung nicht bieten wollte, kaum war ein schöneres und mehr glückverheißendes Dasein zu denken, als das seine nach allgemeiner Meinung war. Aber nie sind durch das Geschick irdischer Hoffnungen in gleich schmerzvoller Weise als eitel erwiesen worden. Für die Nation waren die sieben Friedensjahre, in welchen Kaiser Wilhelm uns noch erhalten blieb, eine Zeit des friedlichen Gedeihens, für den neuen Staat, im ganzen betrachtet, eine glückliche Periode des allmählichen Einlebens

in die Seelen und Gewohnheiten der Deutschen. Das Wesen des alten Kaisers, welcher die Macht liebte, aber, wo es sich um Ernstes handelte, den Schein gering achtete, der durchaus nicht bereitwillig die Kaiserkrone auf sein Haupt genommen hatte, der von den angeborenen Rechten der deutschen Fürsten hoch dachte und dieselben, wo er irgend konnte, sorgfältig zu berücksichtigen bestrebt war, dieses ruhige, maßvolle Wesen eines bejahrten Herrn, der schon durch sein Alter vielen der Anspruchsvollen Ehrfurcht einflößte, war wie von der Vorsehung zuertheilt, um dem deutschen Landesherrn den Übergang in das neue Wesen möglichst schmerzlos zu machen. Auch im Volke standen die Parteien unter dem Zauber dieser greisen Gestalt, die immer ehrwürdiger wurde, zuletzt wie ein Wunder erschien und berechnete wie unberechtigte Ansprüche allein durch ihre Dauer auf die Zukunft verwies. Aber der ihm am nächsten stand in Ehren und in der Zuneigung des Volkes, verlebte diese Zeit der Einrichtung eines neuen Lebens, die Feststellung des Kaiserreichs, das gerade er so heiß ersehnt hatte, zur Seite stehend, in thatlosem Harren. Er fühlte die Leere, eine gewisse Ermüdung trat ein, Verstimmung überkam ihn, welche immer größer wurde. Daß die Einwirkung dieser Zeit den Kronprinzen so sehr niederdrückte, lag zum großen Teil in seiner Natur, die durchaus nicht aktiv war. Wäre er mit rüstiger Thatkraft ausgestattet gewesen, so würde er trotz mancher Hindernisse eine Beteiligung an der Staatsregierung auf allen Gebieten durchgesetzt haben, welche dem Vater nicht vorzugsweise am Herzen lagen. Doch er besaß zwar den Fleiß und die Pflichttreue der Hohenzollern in der Erfüllung einer gestellten Aufgabe, aber nicht die Unternehmungslust und Schaffensfreude, und auf den wichtigsten Gebieten der Verwaltung wohl auch nicht das Geschick zu befehlen, wie etwas werden sollte. Was der Kaiser nach dem Jahre 1870 that, um ihm eine bestimmte Thätigkeit zuzuteilen, das reichte nicht aus. Der Kronprinz erhielt die Inspektion über die süddeutschen Armeekorps und übte durch sein Erscheinen in der That eine sehr wohlthätige Einwirkung aus, aber diese Thätigkeit war doch nicht viel andres als fürstliche Repräsentation. Er wurde zum Protektor der Museen, der Kunstangelegenheiten ernannt, was ihm wohl mehr nach dem Herzen war. Er wurde nach dem Beispiel seiner Gemahlin auch ein warmer Beförderer des Kunsthandwerks, er hat in diesen Richtungen und bei zahlreichen gelegentlichen Ehrenvorsitzen durch seine warme Beistimmung und zuweilen durch seine Einwirkung auf die Regierung allerlei Förderliches gethan, aber solche Thätigkeit auf Seitenpfaden war zuletzt für einen großen Fürsten nur Zeitvertreib und Spiel. Noch einmal hob sich seine Kraft, als er im Jahre 1878 nach der Verwundung des Kaisers zur Stellvertretung berufen wurde. Die gehäuften Arbeit, die Verantwortung, das hohe Amt gaben ihm eine Zeit lang Spannung und seinem Geiste neue Schwingen, zur Freude und Überraschung seiner Umgebung. Aber mit dieser verantwortlichen Thätigkeit entwich wieder der Lebensmut. Er gab sich mit

Vorliebe trübten Gedanken und pessimistischen Stimmungen hin, er trug sich zuweilen mit der Idee, im Fall eines Thronwechsels dem Throne zu entsagen und dem Sohne die Regierung zu überlassen. Sogar die Zureden der Kronprinzessin vermochten diesen Trübsinn nicht auf die Dauer zu bannen. Er kümmerte sich noch in seiner Weise um Staatsangelegenheiten, er sah zuweilen zu vertraulichem Gespräche Mitglieder der freisinnigen Partei und sprach dann wohl seine Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der Regierung aus, aber die Zunahme der Ermattung in seinem Wesen wurde solchen, die ihn in seiner Jugend gekannt hatten, zu bitterem Leide bemerkbar. Er begann an Geist und Leib zu altern, und schon lange bevor die furchtbare Krankheit an ihm zu Tage kam, durfte man trauernd sagen, daß sein Lebensmut nicht mehr der eines Mannes war, welcher demnächst für seine Nation die Kaiserkrone tragen sollte. Solchem Schicksal gegenüber ist es, sagt Freytag, vermessend, zu streiten, wie er als Herrscher geworden wäre. Die auf ihn hofften, wollten an ihm sehen, was sie am meisten beehrten, und die besorgt sein Wesen abschätzten, vermochten nicht zu beurteilen, was das Amt und die Herrschaft in einem jungen Herrn an Kräften und Neigungen entwickelt hätte. Er war ein warmer Protestant, in allen religiösen Fragen von einziger Duldsamkeit, und zu seinen stärksten Abneigungen gehörte die gegen engherzige Pfaffen. In der Staatsverwaltung widerstrebten ihm Polizeiwirtschaft und Bevormundung, den Gemeinden wünschte er ausgedehntes Selbstregiment, jeder ehrlichen Thätigkeit die freieste Bewegung. Das aber waren bei ihm Stimmungen, denen die Kenntnis der Zustände im Volke nicht ganz entsprach, und es wäre ihm schwer geworden, seinen Willen gegenüber gewandten Einwürfen aufrecht zu erhalten. Denn er war kein Geschäftsmann, sein Urteil war in großen Angelegenheiten nicht geprüft, und auch wo er einmal lebhaft wollte, war er in der Ausführung abhängig und unsicher. Nach dieser Richtung war er mehr gemacht, geleitet zu werden als andre zu führen.“

Andre, die Gelegenheit gehabt haben, dem Kronprinzen im Leben näher zu treten, werden diesen Urteilen nur beipflichten können; aber es war ein Verdienst, sie öffentlich auszusprechen.

